

EINLEITUNG

- 7 **Finger auf Wunden oder: Der direkte Weg ins Fettnäpfchen**
Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen
Eva Berendsen, Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

I. VERORTUNGEN

- 21 **Trigger-Warnungen**
Zur Politisierung eines traumatherapeutischen Konzepts
Markus Brunner
- 37 **Verzeihen statt Pingpong spielen**
Betroffene zu Wort kommen zu lassen, ist richtig, birgt aber Gefahren.
Es verallgemeinert ihre Positionen und zieht künstliche Grenzen.
Hilal Sezgin
- 41 **Mimosen, Mimesis und Mimimi**
Zwischen linker Solidarität und betroffenenpolitischer Vereinzelung
Charlotte Busch
- 53 **Typisch rechts war typisch links**
Wie sich die Rechte aus dem Fundus klassischer Aktionsformen bedient
Andreas Rüttenauer
- 63 **Aufstieg von rechts**
Welche Schuld trägt links?
Hadija Haruna-Oelker

II. VERSTRICKUNGEN

- 77 **Triggerwarnung!**
 Critical Whiteness und das Ende antirassistischer Bewegung
Massimo Perinelli
- 91 **»Du kommst hier nicht rein!«**
 Ein- und Ausladungsverbote in linken Zusammenhängen
Saba-Nur Cheema
- 105 **Alles nur geklaut**
 WTF ist eigentlich Cultural Appropriation?
Deborah Krieg
- 115 **Alles richtig gemacht, und mit Sternchen**
 Der Bilderbuchfeminismus von #MeToo zwischen Populismus, aktivistischen Reflexen und neurechtem Punk
Eva Berendsen
- 129 **Content Warning**
 (Un)Zumutbares in Wissenschaft und Lehre
Sarah Elsuni
- 143 **Oder kann das weg?**
 Über Sexismus, Rassismus und die Freiheit der Kunst
Lena Gorelik
- 151 **Zu queer um wahr zu sein**
 Der Kampf um mehr Freiräume von LGBTIQ ist ein komplexer dialektischer und manchmal ambivalenter Prozess. »Pinkwashing«-Vorwürfe gegen Israel werden diesem Umstand nicht gerecht, sondern sind vor allem eins: antisemitisch.
János Erkens und Meron Mendel
- 165 **»Doch hier spricht gerade nicht Kollegah, sondern Felix Antoine Blume«**
 Observation eines Skandals
Céline Wendelgaß und Tom David Uhlig
- 175 **Warum wir Linke über den Islam nicht reden können**
 Zur Ideologie der »vollen Identität«
Sama Maani

III. VERHANDLUNGEN

- 191 **»Wir machen Identitätspolitik aus Notwehr«**
Auf eine Lemonade beim Missy Magazine
Stefanie Lobaus und Hengameh Yaghoobifarah sprechen über das Bashing der Identitätspolitik, die üblichen Fan-Probleme und – Lederhosen.
- 207 **Wenn die Wahrheit verboten ist**
Warum westliche Staats- und Regierungschefs sich weigern, dschihadistischen Terror beim Namen zu nennen und wie die akademische Welt das Streben nach Wahrheit durch ein Wahrheitsverbot ersetzt
Gadi Taub
- 217 **Kein Kommentar**
Es lebe die Streitkultur: Ein Twitter-Rant zu Gadi Taub
Ayesha Khan (@problematash)
- 223 **»Kannst du nicht einmal deine Klappe halten, für zehn Minuten? Ich muss das schon mein ganzes Leben tun.«**
Antiracism sells: Gedächtnisprotokoll einer leidvollen Theatererfahrung
Saba-Nur Cheema und Meron Mendel
- 227 **Weil sie einverstanden sind**
Bettina Wilpert
- 235 **Macht euch schmutzig!**
Oder soll man es lassen? Über die Schmerzgrenzen der Satire
Leo Fischer
- 241 **ZEHN PUNKTE FÜR DEN ULTIMATIV RICHTIGEN UMGANG
MIT BETROFFENHEITEN, IDENTITÄTEN UND ALLIANZEN**
Eva Berendsen, Saba-Nur Cheema und Meron Mendel
- 251 **NACHWORT ZUR 3. AUFLAGE**
- 259 **KURZBIOGRAFIEN**

FINGER AUF WUNDEN ODER: DER DIREKTE WEG INS FETTNÄPFCHEN

Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen

Eva Berendsen, Saba-Nur Cheema
und Meron Mendel

Von #Trigger-Warnung bis #Content Note: Auf Twitter, Facebook & Co. finden sich Hinweise, die Leser*innen* auf eventuell verletzenden Inhalt aufmerksam machen sollen. Auch offline sollen Trigger-Warnungen verstärkt für den Schutz von Minderheiten im Alltag sorgen. Immer häufiger ertönt der Ruf nach Hinweisen, dass bestimmte Informationen triggern, also betroffene Personen an eine traumatische Situation erinnern und sie diese emotional und körperlich abermals durchleben lassen können. Dies betrifft insbesondere akademische und zivilgesellschaftliche Zusammenhänge sowie aktivistische Szenen, aber zunehmend auch öffentliche Debatten. Professor*innen sollen Trigger-Warnungen aussprechen, bevor es in Seminaren, Vorlesungen oder wissenschaftlichen Texten um sexuelle Gewalt, Rassismus, Trans- und Homosexuellenfeindlichkeit und andere Formen von Diskriminierung geht. Hochschulleitungen sollen einen Safe Space garantieren und mit hin das Versprechen leisten, dass Angehörige marginalisierter Gruppen – und ihre Alliierten – sich an der Uni nicht mehr mit Worten, Kommentaren und Bildern auseinandersetzen müssen, die Unbehagen,

* Über die Art des Genderns entscheiden die einzelnen Autor*innen dieses Bandes.

Unwohlsein oder gar den Flashback eines Traumas verursachen können. Redner*innen mit entsprechendem Trigger-Potential sollen von öffentlichen Veranstaltungen ausgeschlossen, wieder aus- bzw. idealerweise gar nicht erst eingeladen werden.

Um mögliche Trigger zu vermeiden, wird das Vokabular einer kritischen Revision unterzogen und um potentiell verletzende Begriffe bereinigt. Make the world a safer place, wenn sich diese Welt schon nicht als besserer – im Sinne von umfänglicher sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit für alle garantierender – Ort einzurichten ist.

Zweifellos ist es ein richtiges und wichtiges Anliegen linker Identitätspolitik, die auf den Schutz und das Empowerment von gesellschaftlichen Minderheiten, von Frauen, Schwarzen, People of Color, Jüdinnen und Juden, LGBTIQ und Migrant*innen abzielen, auf die psychischen Folgen von Sexismus, Rassismus, Antisemitismus und anderen Formen der Menschenfeindlichkeit hinzuweisen, die sich in westlichen Gesellschaften auch heute noch jenseits der Frage, wer welche Jobs in welchen Positionen besetzt, auf vielfältige Weise im Alltag artikulieren.

Vom Kinderbuchklassiker über das Karnevalskostüm bis zu kulinarischen Vorlieben mit kolonialen Bezügen – zweifellos sind unsere Sprache, unsere Bildwelten, unsere Alltagspraxen, die Art und Weise, wie wir uns kleiden, wie wir reisen, essen, konsumieren und uns unterhalten lassen, voller politisch unkorrekter Ungeheuerlichkeiten mit mikroaggressiven Potentialen, mit denen wir – oft genug unbewusst, um nicht ignorant zu sagen – einander symbolisch auf die Füße treten. Zu einem Zeitpunkt, da Minderheiten und Minderheitenpositionen in den öffentlichen Sphären zunehmend sichtbar werden, sind es die Mikroaggressionen des Alltags, mit denen ihnen auf besonders subtile Weise vermittelt wird, wo ihr »eigentlicher« Platz liegt: Den Versprechen moderner Demokratien mit ihrem Gleichheitspostulat zum Trotz ist dieser jedenfalls nicht dort, wo man sich auf Augenhöhe begegnet

könnte. Zweifellos sind diese diskriminierenden Alltagspraxen, was die (Un)Möglichkeiten des gleichberechtigten Zusammenlebens in einer vielfältigen Gesellschaft anbelangt, nicht zu unterschätzen.

»Wo kommst Du eigentlich her?« »Ich bin in Deutschland geboren.« »Ich meine, wo kommst Du wirklich her?« Also nein, Ausgrenzung und Diskriminierung treten nicht erst mit Shoah, Kolonialismus und Sklaverei zutage.

Auch ist eine positive Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte, dass es in linken Kreisen inzwischen eine Art Anerkennung der Selbstsorge gibt. Denn zweifellos haben alle, die sich auf unterschiedliche Weise für soziale Gerechtigkeit engagieren, einen mehr oder weniger ausgeprägten Bedarf nach Schutzräumen, in die wir uns zurückziehen können, um uns von einem feindlichen Außen und unseren sexistischen, rassistischen, antisemitischen, homosexuellen- und transfeindlichen, ableistischen und fat-phobischen Mitmenschen zu erholen. Auch der »Social Justice Warrior«, wie ihn die amerikanische Rechte in ihrer grenzenlosen Verachtung gerne nennt, braucht mal ein Püschchen in seinem Safe Space. Und weil die Mitgliedschaft in einer Antira-Gruppe und die halbe Stelle als Sozialarbeiter*in in einer Unterkunft für Obdachlose oder Geflüchtete aus uns noch keinen neuen Menschen macht, sitzen manchmal auch Leute in unseren Safe Spaces, die sich wahlweise klassistisch, sexistisch, rassistisch, antisemitisch, homosexuellen- und transfeindlich, ableistisch und fat-phobisch äußern. Potz Blitz: Manchmal ist man das ja sogar selbst! Dass das Umfeld so etwas natürlich auch nicht einfach ignorieren kann, versteht sich für kritische Geister wiederum von selbst.

Die selbstreferentiellen Schleifen linker Selbst- und Chauvinismuskritik sind schon so häufig Vorlage für inner- und außerlinke Lachsalven gewesen, dass man es hier dabei belassen kann, auf Monty Pythons bereits 1979 in »Das Leben des Brian« persiflierten Clinch zwischen der »Volksfront von Judäa« und der »Jüdischen Volksfront« zu

verweisen. Doch zweifellos ist es richtig und wichtig anzuerkennen, dass auch die Akteur*innen in progressiven Zusammenhängen den eigenen hohen Ansprüchen zum Trotz nicht frei von unreflektierten problematischen Positionen sind. Wo Wokeness angesagt ist, präsentieren sich nicht immer alle ganz ausgeschlafen.

Nach hartnäckigen Kämpfen sind diese (selbst)kritischen Haltungen aus linker Politik nicht mehr wegzudenken. Sie flankieren die Erkenntnis, dass sich die Herrschaft von bestimmten Gruppen strukturell entlang der Frage ausdrückt, nach welchen Maßstäben die Welt gesehen und regiert, nach welchen Maßstäben und zu wessen Gunsten Politik betrieben wird, wie Institutionen gestaltet sind. Es ist der besondere Verdienst der linken (post)strukturalistischen Geistes- und Sozialwissenschaften und entsprechend inspirierter sozialer Bewegungen, die falschen Versprechen eines angeblich neutralen Universalismus als machtvolle Verallgemeinerungen partikularer Interessen sozialer Gruppen zu enttarnen, welche im Laufe der Geschichte förmlich ausnahmslos weiß, männlich und heterosexuell besetzt waren und es teilweise noch sind.

Auch die eigene linke Theorie- und Praxisproduktion seit Karl Marx blieb dabei nicht verschont: Dass gesellschaftliche Ungleichheiten nicht nur von einem Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit künden, sondern sich diese in kapitalistischen Gesellschaften entlang verschiedener Achsen der Differenz etablieren, ist eine zentrale Einsicht etwa der feministischen, intersektionalen Forschung. Dass Antisemitismus und Rassismus, Nationalsozialismus und Kolonialismus, Holocaust und Völkermord nicht ausschließlich über Kapitalismus und Imperialismus abzuleitende Phänomene sind, ist ein wichtiger Beitrag sowohl der kritischen Theorie als auch Teilen der postkolonialen Forschung. Dass das eine nicht dasselbe wie das andere ist, haben wir einer (herrschafts)kritischen Antisemitismusforschung zu verdanken.

Hinter die Kernanliegen progressiver, emanzipatorischer Identitäts-

politik wollen wir nicht zurückfallen. Jedenfalls wenn es um analytische Schärfe geht, die wir gewinnen konnten. Und nicht um Punkte auf dem Moral-Konto.

Und doch. Wie aus manchen Schüler*innen von Karl Marx »Vulgärmarxist*innen« wurden, so erleben wir momentan die Verbreitung einer vulgären Identitätspolitik mit fundamentalistischen Zügen. Der Ruf nach Trigger-Warnungen und Safe Spaces bringt dabei eine Tendenz linker Identitätspolitik auf den Begriff, die wir für problematisch, mehr noch: für grundfalsch halten. Die Verallgemeinerung der medizinischen und klinischen Beschäftigung des Triggers aus der Traumaforschung in politisierter Absicht wird zunehmend – mal intendiert, mal zufällig – zum Mittel, um Gegenredner*innen oder unbequeme Positionen aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen. Hinzu kommt eine vereinfachte, manichäische Spaltung der Welt in Gut und Böse, in »globaler Süden« und »der Westen«. Eine oberflächige Lektüre etwa von Michel Foucault führt in diesem vulgären Poststrukturalismus zur Gleichsetzung von Macht und Bosheit. Folglich reicht allein die Schwäche der Gruppe, dass man ihr ultimatives Recht zusprechen muss. Die an sich zentrale Perspektive der Betroffenen von menschenfeindlicher Gewalt, die in Mainstream-Debatten üblicherweise keine oder noch viel zu wenig Berücksichtigung findet, avanciert hier zum einzigen Maßstab, um sich eine Meinung zu bilden und ein Urteil zu fällen. Szenetypisches Überwachen und Strafen erfolgt hier auf dem Rücken einer Betroffenenperspektive, die man sich nur im Singular vorzustellen vermag. Die Betonung der Differenzen, der Marginalisierung der eigenen Position und des Status als Opfer (oder dessen Anwält*innen) legitimiert die selbstgerechte Abschottung einerseits und das Abkanzeln, Rügen oder gleich Niederkrähen von Gegner*innen andererseits – und das können in diesen beschleunigten Zeiten des Bescheidwissertums schon jene sein, die nicht ganz up to date sind, mit welchem Abkürzungskonvolut sich aktuell die Vielfalt der sexuellen Identitäten oder

die Gruppe der auf unterschiedliche Weise von Rassismus betroffenen Personen korrekt zusammenfassen lässt. (Apropos: Auf Social Media ist schon längst nicht mehr von »Trigger Warnung« die Rede, sondern – zumindest zur Zeit der Drucklegung – von »Content Note« und »Content Warnung« oder einfach #CN und #CW.)

In ihrer exzessiven Ausprägung wird die Betonung von Differenz und Privilegien zum Selbstzweck und schließt für all jene den Raum, die ihre Position nicht mit ihrer Identität und Minderheitenzugehörigkeit belegen können oder wollen. Wenn den bereits Legende gewordenen »alten weißen heterosexuellen Männern« auf diese Weise etwa eine profeministische und rassismuskritische Haltung abgesprochen werden muss, wenn Personen auf ihre potentielle Betroffenheit reduziert werden, wenn mehr oder minder subtil zur Debatte steht, welche Diskriminierungsform die anderen an Härte noch zu übertreffen vermag und stellvertretend zum Schutz der angeblich besonders Schutzlosen das Wort ergriffen wird, wenn Menschen als »privilegierte« markiert und dafür schuldig gemacht werden –, dann versperrt hier ein »positionaler Fundamentalismus« (Paula-Irene Villa) politische Allianzen der Verschiedenen und die Idee von hybriden Identitäten genauso wie er die Opferkonkurrenz befeuert und neue Paternalismen auf den Plan ruft.

Was kann die Identitätspolitik der Mehrheit der Gesellschaft anbieten? Was bleibt den »alten weißen heterosexuellen Männern« und anderen Mitgliedern »privilegierter Gruppen«, als die eigene »privilegierte Position« zu bedauern und sich dafür schuldig zu fühlen? Dann befinden wir uns schon sehr nah an der alten christlichen Moral, indem das Handeln durch Schuldgefühle über eine Ursünde bestimmt werden soll.

Es ist daher kein Zufall, dass der Diskurs einen fast schon religiösen Charakter bekommen hat: Dissens wird auf moralische Kategorien von Gut und Böse verengt, was wiederum eine Dynamik entfaltet, die Kommunikation versperrt. Viele verstummen lieber als einen verbalen

Fehltritt mit dem Potential des Szeneausschlusses und entsprechendem Aufschrei in den Filterblasen der sozialen Medien zu riskieren. Und natürlich geht es hier auch um Eitelkeiten und aktivistisches Marketing in eigener Sache in einem Umfeld, in dem »Gutsein« die Währung ist (Angela Nagle) und sich die Akteur*innen traditionell auf der richtigen Seite der Geschichte wähnen.

Während wir es uns in unseren Safe Spaces wahlweise zu gemütlich machen oder uns darin selbst zerfleischen, bleiben allerdings unsere Fähigkeiten zu streiten und zu argumentieren nach Außen auf der Strecke. Diese sind allerdings angesichts des Erstarkens rechtspopulistischer Bewegungen und rechter Parteien sowie umfassender ökonomischer und gesellschaftlicher Krisenprozesse dringend gefordert. Kurz gesagt: Es wird Schluss gemacht mit Politik. Und das auch noch mit besonders schlechtem Timing

Trump in den USA, Kurz in Österreich, Orban in Ungarn, Kaczynski in Polen, Salvini in Italien, Bolsonaro in Brasilien: Die Liste der rechtspopulistischen Regierungen weltweit wird länger. Der Erfolg rechter Parteien in Europa und den USA deutet darauf hin, dass der gegenwärtig mit linken Politiken assoziierte Identitätsdiskurs an den Anliegen vieler Menschen vorbei geht. Und mindestens ein Vermittlungsproblem hat: Für wen sind Allgender-Toiletten gedacht? Warum sollen Weiße keine Dreadlocks tragen? Wieso dürfen sich Kinder an Fasching nicht mehr als Indianer verkleiden? In Zeiten von Rechtspopulismus und neoliberalen Kapitalismus, in denen die einen nach Schuldigen für den Aufstieg der Rechten suchen und die anderen angeblich endlich wieder sagen dürfen, was sie sich zuletzt nur hinter vorgehaltener Hand oder in den (im Übrigen recht geräumigen) Safe Spaces ihrer rechten bis konservativen Öffentlichkeiten zu sagen trauten, werden Minderheiten-Issues als Luxusprobleme einer Bildungselite verächtlich gemacht.

Druck kommt von allen Seiten: In Teilen der Linken wird die akademische und aktivistische Beschäftigung mit Positionen und spezifischen

Erfahrungen historisch und gesellschaftlich marginalisierter Personen nun als Steigbügelhalter beim Aufstieg der Neuen Rechten gebrandmarkt, auch indem die Belange von Minderheiten als »Pipifax« (Robert Pfaller) veralbert werden. Nach den langen, mühsamen Kämpfen für die Integration der Perspektiven von Minderheiten in linke Theorie und politische Praxis erleben wir derzeit eine Art Backlash des marxistischen Hauptwiderspruchs. Dieses Revival wird von seinen Verfechter*innen als Befreiungsschlag verkauft. Nach den Ablenkungen durch das vom Linguistic Turn in den Geistes- und Sozialwissenschaften befeuerte »Gedöns«, wie Gerhard Schröder einst das Ressort der Frauen- und Familienpolitik bezeichnete, könne man jetzt wieder aufatmen und sogar aufstehen, wie Sahra Wagenknecht und Bernd Stegemann ihre zur Drucklegung immer noch nicht recht in Fahrt gekommene linkspopulistische Sammlungsbewegung nennen. Reaktionäre bis rechte Kreise wiederum sehen endlich ein Möglichkeitsfenster geöffnet, ihr Unbehagen am Verschwinden der alten Ordnung, die sie durch Unisex-Toilettenhäuschen sowie »politisch korrekte« Alternativen zum Z-Schnitzel auf Speisekarten und zum N-König im Kinderbuch verdrängt sehen, mit ungehemmter Hetze gegen die Sprechverbote des »linksversifften« Mainstreams zum Ausdruck zu bringen. Und Donald Trump ist endlich einer, der sagt, was ist. »Politische Korrektheit gehört auf den Müllhaufen der Geschichte«, bekundet wenig überraschend die AfD-Vorsitzende Alice Weidel.

In dieser verfahrenen Situation eine solidarische Kritik zu äußern, die nicht den Rechtspopulist*innen und Reaktionären in die Hände spielt, bleibt nicht ohne Risiko. Wir machen uns keine Illusionen: Dieser Sammelband hat das Zeug, sich falsche Freund*innen und neue Feind*innen zu machen.

Und doch. Eine emanzipatorische Linke sollte sich selbst befragen, ob sie sich in Zeiten, in denen vor dem Hintergrund institutionell und strukturell abgesicherter Ungleichheiten schon lange nichts mehr ge-

wonnen wurde außer einem schwarzen US-Präsidenten, einer ostdeutschen Kanzlerin und Hijab-tragender Models in der Katjes-Werbung, ob sie sich in Zeiten der Ohnmacht (Georg Seeblen) und der gefühlten Vergeblichkeit der Kämpfe nicht über Gebühr an Symbole und Semantiken, an Gendersternchen und Dreadlock-Verbote für Weiße klammert – ungefähr so wie zum Beispiel der sich vegan ernährende Umweltschützer an Mülltrennung und das Regal mit den Seitanschnittzeln, jetzt auch im Discounter, angesichts von Klimawandel und des absehbaren ökologischen Kollapses unseres Planeten. Auch diese Analogie kann nur über eine Leerstelle gelingen, indem die Umwelt aus dem Feld der sozialen Kämpfe immer wieder ausgespart wird.

Es ist zu vermuten, dass diese ganze Kultur der Kränkung vor allem damit zusammenhängt, dass das kranke System seiner Verlottertheit zum Trotz in der Lage ist, sich putzmunter immer wieder neu zu erfinden. Ob die Macker*innen aus den eigenen Reihen, denen man antisemitische oder rassistische Gehalte in ihren Positionen und Haltungen nachweist, dann tatsächlich mit demselben Eifer bekämpft werden sollten wie der AfD-Funktionär im Quartier, ist eine schwierige Abwägungsfrage und muss natürlich jede*r Aktivist*in oder Social Media-Nutzer*in entlang des eigenen Wertekanons selbst entscheiden. Wir meinen mit aller Vorsicht: tendenziell nein! Vielleicht hilft es dabei, weniger auf festgenagelten Grundsätzen zu beharren, sondern etwas offener und mit Verweis auf sozialpsychologische Effekte zu argumentieren: Erfahrungsgemäß erzielt man mit der Kultur des Aufschreis selten Lerneffekte. Öffentliche Kritik wird von den Kritisierten eher als Tribunal oder als Pranger wahrgenommen. Umso mehr, je gnadenloser sie formuliert ist. Schon um keinen Gesichtsverlust zu erleiden, beharren Kritisierte eher auf ihrem problematischen Standpunkt, als dass sie sich offen zeigten für Kritik. Diese affektmotivierte Dynamik macht das, was zu den Glaubenssätzen linker, kritischer Theorie und Praxis gehört, unmöglich: emanzipatorische Politik als einen gemeinsamen Prozess zu

begreifen, in dem nicht das einseitige Auflösen, sondern das Aushalten von Widersprüchen die Prämisse ist, welche linke Praxis von jener des rechten Lagers unterscheidet.

Dieser Sammelband wirbt für mehr Fehlertoleranz in linken Zusammenhängen, die sich – vor allem was politische Fehlritte anbelangt – durch ein beeindruckendes Elefantengedächtnis auszeichnen. Das Buch tritt ein für eine Öffnung und eine Irritation des elitären Jargons, der durch das Beharren auf sprachlicher und symbolischer Korrektheit wiederum extrem ausschließend wirkt. Die Beiträge erteilen schlichten Beiß- und Abwehrreflexen eine Absage und richten den Blick dorthin, wo es aus unserer Sicht zwickt und weh tut: wo Identitätspolitik sich in Symbolpolitik erschöpft. Wo Abgrenzungskämpfe zum Zweck narzisstischer Fingerübungen oder der Herausbildung einer postpubertären Cliquenidentität geführt werden. Wo die Betonung der Differenz vergessen lässt, dass man nicht mit allem identisch sein muss, wofür es sich zu kämpfen lohnt. Das Herausstellen von Unterschieden kann übrigens jene triggern, vor deren Chauvinismus mit Trigger-Warnungen geschützt werden soll, und ist daher zumindest aus pragmatischen Gründen schon keine smarte Idee: Wer die eigene Wir-Gruppe bedroht sieht, besagen Studien, neige zu intolerantem Verhalten und größerem Misstrauen nach außen. Aus Angst, zur Minderheit zu verkommen, würden Weiße in den USA lieber republikanisch wählen.

Eine emanzipatorische Linke sollte im Kampf gegen Rechtspopulismus soziale und ökonomische Fragen nicht gegen Rassismus-, Antisemitismus oder Sexismuskritik ausspielen. Durch einseitige Verengungen gewinnt man hier nichts – weder analytisch noch politisch. Wer glaubt, der Kampf für die Einrichtung von Unisexklos würde die Revolution bedrohen, bedient im Kern die Angst-Ideologie der Rechtspopulist*innen. Was eine gesellschaftliche Veränderung vermutlich aber am meisten bedroht, ist eher die Neigung, sich gekränkt auf die stillen Örtchen zurückzuziehen und das Unbehagen am großen Ganzen mit

Edding auf der Türinnenseite einer öffentlichen Toilette zu hinterlassen, weil der Schmutz der Kloake da draußen das ästhetische Empfinden, das sich über eine weiße Weste definiert, massiv verletzen könnte.

Also, Achtung: Hier können Menschen, die sich als links und Ismenkritisch verstehen, verletzt werden.

Unser Dank gilt den Autorinnen und Autoren dieses Sammelbands, die unserem Aufruf gefolgt sind, einen Beitrag zur hoffentlich konstruktiven Öffnung dieser schwierigen Debatte zu leisten, und die nicht davor zurückgeschreckt sind, sich den Fallstricken und Ambivalenzen rund um das Thema auf unterschiedliche Weise und über unterschiedliche Zugänge – wissenschaftlich, journalistisch, essayistisch, literarisch – zu nähern. Kristine Listau und Jörg Sundermeier vom Verbrecher Verlag danken wir herzlich für ihre Bestärkung und Euphorie, das Buch mit uns zu machen – auf die Freundschaft und die Bildungsstätte Anne Frank edition! Den Kolleginnen und Kollegen aus dem Arbeits- und Diskussionszusammenhang der Bildungsstätte Anne Frank danken wir für die produktive Kultur des Streitens, die wir gemeinsam etabliert haben – den alltäglichen Ungeheuerlichkeiten und schmerzvollen Erfahrungen zum Trotz, welche die Bildungs- und Beratungsarbeit im Feld Rassismus, Antisemitismus und rechte Gewalt immer wieder aufs Neue produziert. Ganz herzlich bedanken wir uns bei Charlotte Busch, die uns im Management von allem, was so ein Band inhaltlich und organisatorisch benötigt, genial unterstützt hat – vielen Dank für die Geduld, die Kreativität und die Fehlertoleranz an den richtigen Stellen.